

und auch der wissenschaftliche Nachschlageapparat im engeren Sinne hätte umfangreicher ausfallen können.

Sehr erfolgreich ist dem Redaktions- und Herausgeberteam die künstlerische Gestaltung gelungen. Neben dem hohen Niveau der grafischen Gestaltung und der Druckqualität sind auch die fast 550 Illustrationen zu erwähnen, bei denen in vielen Fällen nicht nur die Porträts bekannter Politiker, Militärvertreter und Personen des öffentlichen Lebens, sondern auch deren Karikaturen gezeigt werden. Hinzu kommen Fotografien bekannter Gebäude und Interieurs (Taurischer Palast, Bychov-Gefängnis oder Villa Kšesinskaja, zahlreiche Fabriken usw.), Kriegsgeräte und -schiffe, Kunstwerke, Frontseiten berühmter Zeitungen und Zeitschriften usw.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Herausgabe der Enzyklopädie „Russland im Jahr 1917“ eines der herausragenden Ereignisse des Jubiläumsjahrs 2017 darstellte. Der „Raum der Revolution“ im riesigen Russischen Reich wird objektiv ausgeleuchtet, seine Erforschung erfolgreich von Politik und Pseudoanalogien zur Gegenwart ferngehalten. So lässt sich sagen, dass der den russischen enzyklopädischen Publikationen in der Vergangenheit lange anhaftende „Klassenansatz“ tatsächlich einem „bürgerlichen Ansatz“ Platz gemacht hat, so dass die Titelzeile „Dem Andenken aller Bürger Russlands des Jahres 1917“ vollauf gerechtfertigt ist.

Ol'ga Aleksandrovna Šaškova, Moskau

Yvonne Drosihn: Literarische Russlandbilder. Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern in der russischen und russlandbezogenen Literatur der Transformationszeit, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2018, 450 S., ISBN: 978-3-8300-9805-8

Die vorliegende Promotionsschrift (slavistische Literaturwissenschaft) von Yvonne Drosihn ist in zweierlei Hinsicht aktuell: Zum einen zeigt sie unmissverständlich auf, dass lieb gewordene Fremd- und vielleicht sogar Feindbilder (dieser Ausdruck wird in der Arbeit allerdings nicht verwendet) von Russland und „dem Osten“ konstruiert und literarisch tradiert sind. Mithin wird ein wichtiger Beitrag zum Verständnis von Eigenheiten des Russlanddiskurses in deutschen und darüber hinaus in westlichen Medien (Bezug genommen wird immer wieder auf die USA) geleistet. Zum anderen liegt ein umfangreiches Kompendium bisheriger Überlegungen zur literatur- sowie medientheoretischen, auch sozialpsychologischen Problematik der Entstehung, des Gebrauchs sowie der Funktion von Stereotypen vor. Versucht wird, die Leistungen benachbarter Disziplinen (vor allem der Anglistik und Medientheorie) für die slavistische Forschung fruchtbar zu machen. Insofern vollkommen zutreffend unter dem Stichwort „kulturelles Ping-Pong“ (S. 178) auf die Aufeinanderbezogenheit von Fremd- und Selbstbild und die Möglichkeit des Eingehens von Fremdstereotypen in das Bild vom eigenen Land und in eigene zivilisatorische Unter- bzw. Überlegenheitsgefühle hingewiesen wird, ist allerdings das Fehlen einer Aufarbeitung des Forschungsstandes in den Literatur- und Kulturwissenschaften des „Ostens“ selbst bedauerlich.

Dabei wirkt die Schrift durch die Einbeziehung umfangreichen Materials zur literaturpsychologisch aufgefassten Wirkungsästhetik, zu Stil- und Genre- Fragen, zu literatursoziologischen und rezeptionstheoretischen Überlegungen anhand von Beispielen aus Literatur, Publizistik und Film aus aller Herren Länder überlastet, wenngleich die „Ansiedlung

zwischen den Disziplinen“ der „besondere Ansatz dieser Arbeit“ (S. 21) und an sich verdienstvoll ist. Geschuldet ist das mit Querverweisen nur mühsam gemeisterte Durcheinander einer schier unüberschaubaren Fülle von Einzelaspekten und der ausgiebig zitierten Sekundärliteratur der deduktiven Methode, die – ausgehend vom „Russland-Metadiskurs“ (S. 27) – einen Katalog von Stereotypen erstellt und den Umgang damit anhand einzelner Werke illustriert. Wer die Mühen der Orientierung in dem Wust zusammengetragener Aussagen über Texte, Autoren, Literatur etc. auf sich nimmt, dem werden freilich erhellende Einsichten nicht verborgen bleiben. Vor allem ist die Übertragung von Ansätzen der im Rahmen von Postcolonial Studies entwickelten Sichtweisen auf Russland-Klischees und Reden über Russland interessant, denn ganz sicher stimmt die im Text zitierte Aussage von Uli Hufen: „Aber wer sich kurz zurücklehnt und nachdenkt, dem fällt schnell auf, dass Gary Shteyngart ein Buch wie dieses über kein anderes Land der Welt hätte schreiben können. Witze über Schwarze sind mehr oder weniger tabu, Witze über Araber sind zu gefährlich und Witze über Franzosen oder Deutsche auf Dauer zu langweilig. Aber Russen? Kein Problem. Auf Russen darf jeder im Westen eindreschen so viel und so lange er will. Wir mögen das!“ (S. 377).

Angesichts der Fülle an zitierter Sekundärliteratur erstaunt das Fehlen neuerer Publikationen zum Thema. Die Reihe der Klassiker der Stereotypenforschung, auf die Bezug genommen wird, reicht von Walter Lippmann (1922) über Günther Blaicher (1980) und Franz Karl Stanzel (1987) bis hin zu Hugo Dyerinck (1988), die kulturalistisch motivierte Abwendung von der Komparatistik in den 1990er Jahren wird jedoch nicht reflektiert. Kulturtransferkonzepte, in Frankreich (Michel Espagne) entwickelt und in Deutschland u.a. von Matthias Middell¹ aufgenommen, erscheinen bei Drosihn nur als Fußnote und werden explizit nicht verfolgt. Allerdings weiß die Verfasserin, dass Kulturtransfer in Literatur stattfindet und „v.a. durch Intertextualität zustande kommt“. Das Anliegen der Arbeit sei nachzuweisen, „dass der Austausch – von Bildern und Stereotypen, die Teil dieses Kulturtransfers per Literatur sind – sehr wohl stattfindet – unter anderem in Form des „Ping-Pong Effekts“ und „writing backs“ (S. 123). Leider wird erst zum Schluss am Beispiel von zwei exemplarischen literarischen Texten im Ansatz vorgeführt, wie man sich intertextuelle Weitergabe von Stereotypen als – in diesem Falle – postmoderne Dekonstruktion vorzustellen hat: „Ein Verfahren der Autoren dieser Untersuchung – Akunin und Shteyngart – ist es, dem ‚Anderen‘ (in dem Falle dem ‚Westen‘) die Russland bzw. dem ‚Osten‘ zugeschriebenen – und in gewisser Weise von diesem angenommenen – Bilder quasi ‚durch den Wolf gedreht‘ und neu zusammengesetzt entgegen zu halten“ (S. 187). Andere Momente des in übersetzter Literatur impliziten Transfers von Selbst- und Fremdbildern zeigen der „Exkurs: Übersetzung“ (S. 202-205) sowie literatur- und marktsoziologische Betrachtungen u.a. zur Rezeption Fyodor Mikhailovich Dostoevskys im Abschnitt „Historie des westlichen Russlanddiskurses“ (S. 206-217) und – aktueller – zu Vladimir Semyonovich Makanin und Vladimir Georgiyevich Sorokin in „Russische Literatur der Transformationszeit“ (S. 279-290). Die in diesem Zusammenhang spannende Vermutung, es gäbe Literatur, die Stereotypen entgegenwirke, diese werde aber „in Deutschland – da nicht marktgeeignet – nicht befördert“, bleibt leider eine nicht weiter verifizierte „Hypothese“ (S. 277).

1 Vgl. Matthias Middell: Kulturtransfer und Historische Komparatistik. Thesen zu ihrem Verhältnis, in: Ders. (Hrsg.): Kulturtransfer und Vergleich, Leipzig 2000, S. 7-41.

Dazu steht nicht im Widerspruch, dass Schriftsteller aus dem als „Osten“ klassifizierten Europa ausführlich zu Wort kommen. Allerdings verweist das auf ein anderes Problem: Der im Titel der rezensierten Arbeit benannte Russlandbezug bleibt widersprüchlich. „Russland“, die „russische“ und „russlandbezogene Literatur“ spielen nur die Rolle eines Kondensationskerns für einen „dem Westen“ gegenübergestellten „Osten“. Dieser wird als für die Konstituierung des „westlichen“ Bildes von sich selbst im Sinne einer Kultur-, Werte- und (lateinischen) Religionsgemeinschaft wichtig vorgestellt, weil er das spiegelbildlich „Andere“ sei. An der Konstruktion solcher Fremd- und Selbstbilder waren freilich meist deutsche, französische und englische Reisende, Philosophen usw. beteiligt, was die Textauswahl bestätigt. Im Falle des Romanhelden eines spanischen Autors (Léon Villanúas) findet Drosihn selbst interessant, „dass er als Südländer gegenüber dem ‚Osten‘ indifferent ist“ (S. 175). Inwieweit ist also das hier vorgestellte Selbstbild für „den Westen“ repräsentativ? Die Frage wird nicht gestellt. Auch für die USA, die hier inkorporiert ist, fehlen Hinweise etwa auf John Reed und Herbert George Wells, ohne deren Berichte über die Revolution von 1917 die Polarisierung des Russland- und Sowjetuniondiskurses (der weitgehend ausgeblendet bleibt) kaum verstanden werden kann. Das Russlandbild, das Jonathan Franzen (S. 302-305), Arthur Phillips (S. 305-307) und Jonathan Safran Foer (S. 307 f.) vorfinden, deren in Litauen, Prag bzw. der Ukraine spielende Romane kurz besprochen werden, ist die dem Kalten Krieg entlehnte, „Russland“ mit der „Sowjetunion“ gleichsetzende und von den Medien aufgegriffene Schimäre aus sowjetologischer, immigrantischer bzw. dissidentischer Feder, die den anderen Ländern des „Ostblocks“ keine zivilisatorischen Eigenheiten zugestand. Immerhin kann die Autorin einsichtig machen, wie sehr auf diese „Folie“ bezogen die russischen Einwanderer in die USA Anya Ulinich (S. 293-298) und Gary Shteyngart (S. 347-353) diese Klischees für ihre Romane produktiv machen.

Theoretisch greift die Autorin hier auf das Konzept des „Othering“ zurück. Das ist im konkreten Fall an sich einsichtig, ärgerlich nur, dass den Überlegungen zu wesentlich in Auseinandersetzung mit religiös sowie kulturell vom russisch-orthodoxen Glauben geprägten und tradierten Selbst- wie Fremdbildern aktuelle Stellungnahmen aus dem sich ganz entgegengesetzt begreifenden katholisch-lateinischen Kulturkreis beigemischt werden. Die meisten Werke Yuri Andrukhovych, Serhiy Zhadan und Marina Lewyckas (Ukraine) sind wie die des Polen Andrzej Stasiuk bzw. des Tschechen Jáchym Topol nicht einmal russlandbezogene Literatur. Auch Reisen in Kazachstan (S. 91), die Balkanisierung durch Zigeuner (S. 139), das touristische Dilemma der Bulgaren (S. 142) wie historische Reisen durch Ungarn (S. 171) haben mit Russland so wenig zu tun wie die spezifischen Probleme Ostdeutschlands. Dennoch tritt der „Osten“ hier „wahlweise als Osteuropa/Russland/die DDR/die ehemaligen deutschen Ostgebiete – der ‚Westen‘ in Gestalt von Westeuropa/Amerika/Deutschland in Erscheinung“ (S. 130). Zweifel sind angebracht, ob Tschechen, Polen oder Ukrainer unter „Russische Gegenwartsliteratur auf dem deutschen Markt“ (S. 271) subsummiert werden sollten. Auf diese Weise werden genau die stereotypen Vorstellungen reproduziert, gegen die anzuschreiben ist. Worum es der Autorin geht, zeigen Ausführungen zur Verfilmung von Foers „Everything is illuminated“, einem Buch, das die Transformationszeit in der Ukraine zum Gegenstand hat, als Film jedoch die „Verrostung des Ostens“ (S. 307) deutlich macht. Den Abstand zu dem postulierten Russlandbezug macht eine als Fußnote zitierte Überlegung des Tschechen Topol deutlich: „Wenn ich nach Minsk oder Ulan-Bator fahre, bin ich ein Westeuropäer. In Paris oder New York bin ich ein Osteuropäer“ (S. 408). Das

könnte kein Russe von sich sagen, womit die Redeweise vom „Osten“ als das erscheint, was sie heute ist (und was Drosihn trotz allem ja auch zeigen will): Eine unzulässige Reduktion.

So gesehen hätte es dem hier rezensierten Band gut getan, wenn es der Autorin besser gelungen wäre, die Bedingungen der historischen Entstehung stereotyper Vorstellungen vom „Osten“ in ihrer zeitlichen wie räumlichen Bewegung (einschließlich des „Transfers“) als ein Produkt von Chronisten, Reiseschriftstellern, Briefeschreibern, frühen Zeitungen, Romanen und Ballettaufführungen (S. 224) etc. darzustellen und das so skizzierte Konstrukt von seiner früh einsetzenden politischen Aufladung zu trennen. Dann erschiene auch die Vereinnahmung des evangelisch-protestantisch geprägten (ostelbischen) Deutschlands, das zunächst allgemein einem großstädtischen und erst später dem verwöhnten westdeutschen Konsumbürger „unterkomplex“ erschien, um als DDR im Herabblicken auf „edle Ost-Wilde“ (S. 154) von „Mitteldeutschland“ zum „Osten“ zu mutieren, folgerichtig und wieder aufhebbar. Aus einer solchen Sichtweise würde verständlich, wie das negative deutsche Russlandbild auch im geografischen Osten abrufbar blieb und trotz (oder wegen) der spezifischen Auseinandersetzung mit der Kriegsschuld vielleicht doch nicht nur in ein „verordnete(s) Russlandbild“ (S. 214) mündete.

Gegen derartige Pauschalisierungen hilft gute Literatur, weil die – wie Drosihn durchaus weiß – mehr sein kann als nur ein „Themenpark der Bedrohung“ durch Mafia und Korruption, aus dem man „Unterhaltung“ (S. 219) machen kann. Die vielen, eine kohärente Darstellung erschwerenden produktions- wie rezeptionstheoretischen Anmerkungen zur Literatur, zu Filmformaten wie Klaus Bednarz' Dokumentationen oder „Sternflüstern“, in denen in der Tat eine „Ästhetisierung des Mangels“ (S. 155) vorgenommen wurde, folgen jedoch immer dem bedenkenswerten Anliegen Bedingungen für einen „Wandel des Russlandbildes beim Rezipienten“ (S. 219) auszuforschen. Dabei werden Text- und Mediengattungen wie Krimi oder Historischer Roman und Strategien wie Ironie, Parodie und Humor in ihrer Wirkmächtigkeit durchgespielt und anhand eines beachtlichen Autoren- und Werk-Repertoires von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen über Jonathan Swift und Arthur Conan Doyle bis hin zu Umberto Eco vorgeführt. Das Ziel ist, postmoderne Schreib- und Dekonstruktionsverfahren, die in Russland seit Mitte der 1980er Jahre aufgenommen wurden, auf ihre möglicherweise Bilder (begriffen als „Images“) und Stereotypen zersetzende Wirkung hin zu untersuchen. Das geschieht explizit am Beispiel von Gary Shteyngarts Roman „The russian debutante's handbook“, wobei die Autorin zu dem Schluss kommt, „dass der Leser regelrecht von den – bei Shteyngart doch sehr starken Bildern – überwältigt wird. Ob sich die Dekonstruktion wirklich vollzieht, liegt letztendlich in der Psyche des Lesers“ (S. 376). Ähnlich ernüchternd urteilt sie im Falle von Boris Akunins „Altyn-Tolobas“, einem Roman, der als Parallele zu Ecos „Name der Rose“ analysiert wird. „Es stellt sich die rezeptionsästhetische Frage, was dem Zuschauer bzw. Leser in Erinnerung bleibt – das Lachen über die Russlandmythen oder aber die Russlandmythen selbst“ (S. 385).

Warum ist das so? Stereotypen sind eben nicht nur falsche Generalisierungen. Dem steht gegenüber die „Körnchen-Wahrheit-Hypothese?: Vorurteilsträger werden als an den ihnen entgegengebrachten Stereotypen nicht ganz unschuldig betrachtet“ (Lexikon Psychologie).² Die „schlechten Zähne der Russen“ (S. 390) sind zumindest auf dem Dorf ebenso

2 <http://www.psychology48.com/deu/d/stereotypengenauigkeit/stereotypengenauigkeit.htm> [letzter Zugriff: 14.12.2019]

eine Tatsache wie der Umstand, dass der Fremde (gleichgültig, ob aus „West“ oder „Ost“) durchaus zum „Opfer aggressiver russischer Gastfreundschaft“ (S. 390) werden mag. Wer über solche Schwächen der Reflexion hinwegsehen kann, dem sei das besprochene Buch ob seiner Materialfülle dennoch zur Lektüre empfohlen.

Frank Steffen, Leipzig

Christopher Spatz: Ostpreußische Wolfskinder. Erfahrungsräume und Identitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Osnabrück: Fibre 2016, 239 S., ISBN: 9783944870403

Das Buch von Christopher Spatz mit dem Titel „Ostpreußische Wolfskinder. Erfahrungsräume und Identitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft“ basiert auf einem sehr breiten und diversen Quellenmaterial. Zum einen sichtet und analysierte der Autor sowohl eine große Menge der deutschen und litauischen Archivalien¹ als auch Ego-Dokumente, zum anderen aber interviewte er auch 50 Zeitzeugen, deren Geschichten er als Hauptquelle für seine Analysen heranzog. Der Umfang der Basisquelle des Buches ist erstaunlich groß. Darüber hinaus werden die Interviews mit den historischen Quellen ergänzt und belegt.

Das Thema des Zweiten Weltkrieges ist bereits sehr gut erforscht. Es gibt zahlreiche wissenschaftliche sowie populärwissenschaftliche Publikationen dazu. Mit seiner detaillierten Untersuchung über die „Wolfskinder“ hat Spatz ein wichtiges, noch weitgehend unerforschtes Thema gefunden. Mit seiner Publikation gelingt es ihm, diese Lücke im Geiste eingehender, skrupulöser Analyse zu schließen. Sie scheint mir aber nicht nur für Historiker und interessierte Leser wichtig zu sein, sondern auch für die Betroffenen selbst, die heute als Erwachsene ihr eigenes in den beschriebenen Schicksalen wiederfinden können sowie für ihre Nachkommen.

Der Begriff „Wolfskinder“ bezieht sich auf die Kinder oder die Jugendlichen aus dem Raum des nördlichen Ostpreußens, „die infolge ihrer Flucht nach Litauen ihre deutsche Herkunft zeitweise oder mit Hilfe einer neuen Identität gar dauerhaft verschleiern mussten“ (S. 9). Es gibt verschiedene Meinungen bezüglich der Terminologie. Viele von den Befragten identifizieren sich mit dieser Zuschreibung. Bruno D. meinte: „Schlecht finde ich den Begriff nicht, weil das irgendwie, naja, die Menschen [gemeint ist die litauische Bevölkerung; A. K.-P.] haben so einfach gelebt und Angst vor Tieren hatten sie. Wir hatten auch immer Angst – und die auch“ (S. 194). Manche Zeitzeugen wie Hubert S. sagten aber offen, dass der Begriff leider nicht passt. „Ich sag jedem, Wolfskinder, das stimmt nicht. Aufgewachsen wie ein streunender Hund, immer an der Wand lang, Kopf unten, Schwanz unten und immer abwarten, wer schmeißt Dir einen Knochen hin, immer auf niedriger Stufe. Aber mit Wölfen so, da könnte ich mich nicht vergleichen“ (S. 195). Der Verfasser schildert nicht nur die zwei Perspektiven: die der deutschen und litauischen Gesellschaft sowie die der „Wolfskinder“,

1 U.a. folgende Archive: Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bundesarchiv in Berlin, Koblenz, Bundesministerium des Innern, Archiv des Deutschen Roten Kreuzes, Kreisarchiv Bautzen, Landesarchiv Berlin, Schleswig-Holstein, Schwerin, Sachsen-Anhalt, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Stadtarchiv Chemnitz.